

20 – Hartes Schicksal

Ich ging weiterhin zum Geldverdienen in die Fabrik, immer begleitet von dem Gedanken was denn wäre, wenn man mich einzöge, aber ich war trotzdem guter Dinge, verdrängte es irgendwie, denn ich hatte doch schon viele andere Schwierigkeiten überwunden.

Natürlich war ich auch regelmäßig in Kontakt mit meinen Eltern. Die hatten nun Ärger mit einem ihrer Partner, einem sehr merkwürdigen Menschen, der gerade neu aus Deutschland eingewandert war. Wir wollten ursprünglich zusammen mit diesem Partner Mountain-Bike-Touren oder eventuell sogar Motorrad-Touren anbieten. Er wohnte bei uns mit allem, was er hatte, darunter zum Beispiel ein LKW und ein Gabelstapler. Leider hielt er von Ordnung nicht besonders viel und war ein Luftikus. Außer vielem Reden brachte er nichts zustande. Meinem Vater empfahl ich, Ruhe zu bewahren und nicht zuviel mit ihm zu sprechen. Ich wusste mittlerweile, dass wir uns bei diesem Mann in Acht nehmen mussten: In Deutschland hatte ich einen ehemaligen Nachbarn von ihm getroffen, und der riet mir, dass wir versuchen sollten, diesen Partner loszuwerden und ihn sein eigenes Ding machen zu lassen. Der Nachbar war für diese Nachricht extra in die Stadt gefahren, in der ich gerade wohnte, und erreichte mich über die Telefonnummer, die meine Eltern ihm vorher gegeben hatten.

Natürlich beschäftigte mich dieses Telefonat sehr. Meinen Eltern ging es nicht gut, sie hatten fast kein Geld mehr, und dann auch noch das Problem mit dem Partner. Ich bin daher nach meiner Nachtschicht heimgefahren, um mich frisch zu machen, und danach mit dem Moped der Gastfamilie (das ich fahrbereit gemacht hatte) zurück zur Arbeitsstelle, um mit meinem Chef persönlich über mein ganzes Leid und Leben in Namibia zu sprechen. Ich hoffte, eine Festanstellung zu bekommen. Das hätte uns sehr geholfen. Ich hätte dann jede Saison in dieser Fabrik

arbeiten können. Zunächst war der Chef sehr erstaunt, mich zu sehen, denn er wusste, dass ich Nachtschicht hatte, aber er wollte sich das auf alle Fälle überlegen und noch mal mit seinem Vorgesetzten reden.

Ich wieder nach Hause, wollte schlafen. Weitere 5 bis 6 Tage hatte ich noch Nachtschicht. Netterweise hat mein Gastvater immer mal nachgefragt, ob mein Antrag schon überprüft worden war, da er zu meinem Vorgesetzten einen guten Kontakt hatte. Ich hätte bei Festanstellung 35 DM die Stunde bekommen, und die Nachtschichten wären gesondert vergütet worden. 2-3 Monate im Jahr würden sich da wirklich lohnen, und mit dieser Aussicht war ich nun dem Traum der Freiheit in der Wunschvorstellung etwas näher gekommen.

Ich wartete also weiterhin auf Bescheid.

Eines Nachmittags, kurz vor meiner Nachtschicht, rief meine Mutter an. „Henrik, es ist was passiert!“ Mein Vater hatte einen Unfall gehabt. Er wollte mit seinem Freund zur Etosha-Pfanne (einem großen National-Park in Namibia). Mutter wusste noch nicht genau, was wirklich passiert war. Ich bat sie, stark zu bleiben, und sie legte wieder auf.



Ich habe mich hingelegt und gebetet, bestimmt eine dreiviertel Stunde lang. Dann klingelte es wieder, und ich weiß noch, dass ich ganz langsam zum Telefon ging. Mein ganzer Körper zitterte. Ich nahm den Hörer ab: Es war Mutter. „Henrik, du musst jetzt stark sein, Vater ist nicht mehr aufgestanden!“ Dann weinte sie ganz schlimm. Ich wusste zunächst nicht, was ich tun sollte, ging in den Garten zu meinen Gasteltern und überbrachte ihnen die Nachricht. Gerhard, mein Gastvater, hat mich dann erstmal bei der Arbeit abgemeldet. Petra tröstete mich. Ich rief dann auch noch meinen Bruder an, bekam dabei kein normales Wort zustande, denn ich musste so sehr weinen, dass ich fast keine Luft bekam. Danach ging alles ganz schnell. Ich packte meine Sachen für den Rückflug. Die LTU war so freundlich, mich kurzfristig einzubuchen. Ich saß sogar in der Business Class, aber das war mir in dem Moment egal. Lieber hätte ich auf einer Obstkiste ganz hinten gesessen, wäre das alles nicht passiert.

Bei meiner Ankunft auf dem Camp wurde ich erst einmal von zwei mir unbekanntem Hunden begrüßt: Lissy, einer belgischen Schäferhündin, und Maxl, einem schwarzen Rauhaardackel. Sie sprangen um mich herum, als ob sie mich schon lange kennen würden. Dann kam meine Mutti, wir lagen uns in den Armen und weinten sehr. Wir setzten uns und waren ratlos. Die Gedanken wirbelten durcheinander, und es war uns, als würde alles zerfallen. Der Traum vom Neubeginn begann langsam aber stetig zu zerrinnen.

Einige Tage später kam dann auch mein Bruder Christian nachgereist. Es war eine sehr, sehr traurige Zeit. Wir waren allesamt ein Häufchen Elend. Eigentlich waren wir hier nach Afrika mit der Idee gekommen, unsere Zukunft neu zu gestalten. In diesem Lande dann den Vater zu Grabe tragen zu müssen, war grausam. Unsere Familie hatte sich verkleinert, der größte Stützpfeiler war einfach rausgerissen.

Viele haben uns geholfen, auch mit den Kosten für die Beerdigung. Aber wie sollte es weitergehen, ohne den Vater?

In Deutschland hätte ich just an dem Abend, da mein Vater starb, den Festvertrag für die Einkaufswagenfabrik unterschreiben sollen, einen Saison-Ferienvertrag für die nächsten Jahre, und alles wäre gut gewesen. Nun aber musste ich in Namibia die Rolle meines Vaters übernehmen.

Vater hat mir vieles beigebracht, um für das Leben gerüstet zu sein. Er zeigte mir auch, wie man Dinge selbst bauen kann. Heute besitze ich immer noch seine Werkzeuge, und wenn ich damit arbeite, denke ich immer an meinen Vater und höre ihn manchmal in Gedanken zu mir sprechen: „May, vergiss die Wasserwaage nicht!“ Oder: „Bin ich Jesus? Wächst mir Gras aus der Tasche?“ Letztere Antwort hatte ich allerdings sehr selten bekommen, weil mein Vater fast jede meiner Fragen hatte beantworten können. Er hat mir nie gesagt, er habe keine Zeit. Vielmehr bat er mich oft, nicht immer weg zu sein, auch mal mit ihm zusammen zu sitzen und zu plaudern.



Meine Mutter entschied dann nach einigen Wochen, dass wir in Namibia bleiben würden. Es war Vaters größter Traum gewesen, in der Fremde etwas aufzubauen. „Das beste Geschäft ist, wenn die Leute dir das Geld nach Hause tragen“ – das war Vaters oberstes Gebot – „und nicht bei fremden Leuten auf Arbeit rennen und sich erniedrigen müssen“, wie es heute oft der Fall ist, auch ein Grund, warum wir die Heimat verlassen hatten. Diese Idee und dieser Wunsch spornten uns zum Weitermachen an.

Denn, was sollten wir denn wieder in Deutschland? Die Heimat war zwar noch da, doch immer mehr verließen das sinkende Schiff. Auch hatte dort ein böser Trend eingesetzt, etwas, das es früher beim Sport und in der Kind- und Jugendzeit – selbst noch nach der Wende – nicht gegeben hatte.

Ich glaube es ist Neid, Unausgeglichenheit und Konsumüberdruß, das Endstadium des Kapitalismus, ferngesteuert durch eine Scheinwelt, in der nichts mehr gut genug ist. Die Menschen stumpfen ab und sind sich gar nicht mehr bewusst, was das eigene Leben bedeutet, und dass man es als Geschenk erhielt. Zusammenhalt bei und Verständnis gegenüber den Mitmenschen gibt es immer weniger, die Ich-Gesellschaft ist alles, was zählt, und es ist so einfach, die Kleinen kurz zu halten. Der Zusammenhalt wird bewusst unterbrochen; die Uneinigkeit der Kleinen ist die Stärke der Großen.

Dieser – der modernen Bevölkerung eingepflanzte Virus – ist kaum bezwingbar. Wo man auch hinschaut, offenbart sich ein trauriges Zeugnis der Menschheit, trotz vielfach hohen Wohlstandes. Wahrscheinlich liegt es im Menschen tief vergraben, dass er sich selbst beenden wird. Denn die richtige Freiheit kann man nur in sich selber finden; einen Ort auf diesem Planeten, den man Paradies benennen könnte, gibt es leider nicht, da kann man soviel herumreisen, wie man will. Zusammenhalt, Freunde und Familie sind der Zufluchtsort.

Nun, nach 12 Jahren meines Auswanderns und des Lebens in einem so weit entfernten Land, muß ich selber zugeben, dass die Probleme, denen ich damals zu entfliehen suchte, leider langsam aber stetig und mit Macht auch hier immer näher rücken.

Das Camp lief jedoch gut an, und es gab wieder Lichtblicke. Sehr viel hat auch mein Bruder geholfen, besonders in der Handhabung des Computers, mit dem ich vorher nicht viel anfangen konnte.

Ich hatte privat ein paar Alpine Ski und 2 Langlaufausrüstungen von Walter und Ramona aus dem Schwarzwald bekommen; mit beiden waren wir dann später eine Zeit lang gut befreundet. Meine eigenen Ski von früher standen noch zu Hause in der alten Heimat Thüringen – bei meiner Oma Edith in Mäbendorf. Ich hatte ja nicht ahnen können, dass ich in Namibia einmal Ski fahren würde. Viele Tage und Wochen ging ich nun an dieser ersten hiesigen Skiausrüstung vorbei. Um ins Haus zu kommen, benutzte ich meist den Hintereingang durch die Garage, in der nun die Ski, Stöcke und Skischuhe standen. Manchmal habe ich sie mir nur angeschaut, in der Hand gehalten und an meine Abfahrten früher im Thüringer Wald gedacht. Leider fand ich nicht die Zeit, sie mal hier und jetzt auszuprobieren – all meine Kraft und Energie ging ins Camp, ich wollte endlich fertig werden. So verging viel Zeit immer nur mit der Arbeit und den Erinnerungen an meinen früheren Skisport, bis eines Tages unsere Freunde Gerlinde und Dieter, die eine Farm im Süden Namibias verwalteten, meinen Bruder und mich einluden, einen Kurzurlaub bei ihnen auf der Farm zu machen. Warum denn nicht, nach so vielen Monaten, in denen man tagein, tagaus mit dem Aufbau des Camps beschäftigt war? Da wird auch mal das Verlangen nach etwas Anderem geweckt. Kurzentschlossen sagten wir zu.



Besuch bei Dieter und Gerlinde



In Sossusvlei mein erster Aufstieg mit Skiern

Am nächsten Morgen kam dann schon Dieter und nahm uns mit, fragte aber erstaunt, warum ich denn meine Ski dabei hätte? Ich bat ihn, sie mitzunehmen, weil ich sie auf den großen Dünen bei Sossusvlei testen wollte. Es war eine sehr schöne Fahrt, immer nach Süden durch die Wüste, durch endlose und weite Landschaften. Die Reise ging bis in die Nacht hinein, und erst am nächsten Morgen konnten wir etwas von Gerlindes und Dieters Farm besichtigen. Dieter machte seinen Toyota Landcruiser für uns zurecht, reparierte schnell noch 2 Ersatzräder und tankte ihn voll. Dann erklärte er uns den Weg zum Park und wie wir mit dem Geländefahrzeug umgehen sollten, wenn wir auf tiefen Sand stießen. Kurz vor Mittag begann unsere Fahrt und damit meine Erkundung des Unbekannten. Dünenskifahren, könnte das funktionieren? Wir waren nun auf dem Weg zu den größten Dünen der Welt. Die Fahrt verging rasch und ohne besondere Vorkommnisse. Es war nicht weit bis zum Parkeingang bei Sossusvlei. Wir tankten vor der Einfahrt noch einmal voll, bezahlten unseren Eintritt und begaben uns auf die 60 Kilometer lange Strecke zwischen roten, wolkenkratzerhohen Dünen. Ein beeindruckendes Gefühl, dort hindurchzufahren. Was die Natur hier geschaffen hat, erreicht Dimensionen, die man sich nur schwer vorstellen kann. Man muß es gesehen haben. So gegen 14:30 Uhr erreichten wir das Ende des Parks, kamen sehr gut durch den tiefen Sand und standen vor einer mächtigen Düne. Aussteigen und ein paar Fotos schießen war das Nächste. Entfernt war zu erkennen, dass sich auf dem Kamm der Düne schon Leute bewegten, wahrscheinlich eine größere Reisegruppe. Christian und ich machten uns startklar. Ich schulterte einen Rucksack mit den Skischuhen, nahm die Ski und die Stöcke in die Hand. Auf ging's. „Henrik, weißt Du eigentlich, wo es hier lang geht?“ „Erstmal den Leuten nach, die dort schon versuchen, auf die Düne zu kommen“. Gut gelaunt und doch mit einem etwas mulmigen Gefühl im Bauch – „Kann es funktionieren? Wird

auch nichts schiefgehen?“ – waren wir beide auf dem Weg zur Dünenspitze. Ach was, einfach erstmal da hoch, dachte ich bei mir. Einen nach dem anderen überholten wir beim Aufstieg; einmal fragte uns eine ältere Frau, was wir denn vorhätten und ob wir versichert wären? Ich war es, ganz ehrlich zugegeben, zu jenem Zeitpunkt nicht, hätte es gar nicht bezahlen können.

Meinte daher nur abschwächend: „Ach, wir wollen nur mal testen, ob das funktioniert.“

Oben angekommen gönnten wir uns erst einmal einen ausgiebigen Rundumblick und genossen die fantastische Sicht – wie auf einem Wüstenplaneten. Dünen von über 400 Metern Höhe, ein Farbenspiel der Sonderklasse und unvergessliche Eindrücke, einfach nur schön. So verging eine Zeit, währenddessen wir nur auf dem Dünenkamm saßen und den Hang hinabschauten, den ich eigentlich mit den Skiern runter wollte. Aber erstmal noch den Ausblick gen Sonnenuntergang genießen. Mein Bruder und ich unterhielten uns über unser weiteres Leben. Er musste natürlich noch zu Ende studieren. Ich versprach, seinen Weg hier in Afrika zu ebnen und auf ihn zu warten. Er solle sich keine Gedanken über mich und Mutter machen, einfach seinen Weg dort in Deutschland bestmöglich gehen. Dann entnahm ich dem Rucksack die Skistiefel und zog sie an, nicht ganz einfach, wenn man schon so viele Jahre nicht mehr auf Skiern gestanden hatte. Das letzte Mal war es im Winter 1997 gewesen, in meiner alten Heimat Thüringen, auf dem Lift in Goldlauter bei Suhl. Nun, über 5 Jahre später, auf einer Sanddüne, 400 Kilometer entfernt von unserem Restcamp bei Swakopmund. Die Düne als solche war doppelt so groß wie der letzte Skihang, den ich befahren hatte, und viel steiler.

„Henrik, Henrik, bitte überleg Dir noch einmal ganz genau, was Du hier vorhast, willst du da wirklich jetzt runterfahren? Was ist, wenn dir etwas passiert? Ich habe Angst um dich“, sagte mein Bruder.



„Christian, sei bitte unbesorgt, ich tu das jetzt einfach, habe die Ski nicht umsonst den ganzen Weg von Swakopmund bis hierher mitgeschleppt, es muss einfach sein!“ Er fotografierte mich noch einmal hoch oben auf dem Kamm. „Bitte pass auf!“ klangen mir seine letzten Worte nach. Ich stieß mich mit den Stöcken ab und versuchte so, gleich Schwung zu bekommen, doch es war ein Gefühl, als würde ich irgendwie im Matsch fahren, so schwer ging's. Ich hatte sehr viel Mühe die Richtung zu wechseln, nahm alle meine Kräfte zusammen und drehte die Ski nach rechts, die Geschwindigkeit erhöhte sich etwas, ich war nun schon fast 20 Meter in den Hang gefahren. Mit einmal konnte ich nicht mehr an mich halten, bemerkte, dass die Reisegruppe, die wir beim Aufstieg überholt hatten, in Deckung eines großen Baumes am Fuße der Düne stand und mich beobachtete. Jetzt kannte ich kein Halten mehr. Begab mich in eine tiefe Abfahrtschocke und ließ die Ski laufen, was das Zeug hielt. Nach weiteren 20 Metern spürte ich erneut Beschleunigung, setzte mich noch tiefer in Position und hatte keine Angst mehr vor dem, was folgen würde. Das Erlebnis überstieg meine Vorstellungskraft; ich fühlte mich in den Schnee nach Thüringen versetzt. Der Ski war nun merklich leichter zu steuern, doch versuchte ich, keine Kurven mehr zu fahren, hielt geradeswegs auf das Ende der Düne zu, konzentrierte mich ganz schnell noch einmal auf mein früheres Skisprung-Sommer-Training Ende der 80er Jahre, als wir im Schanzenauslauf in die Sägespäne ausfahren und uns weit nach hinten lehnten. Das machte ich jetzt auch, um nicht kopfüber in den Sand zu stürzen und mich womöglich zu verletzen. Die Geschwindigkeit war nun schon enorm. Dann das Abfahrtsende: Ich lehnte mich so weit ich konnte nach hinten, die Alpine-Schuhe hielten perfekt und gaben eine hohe Stabilität. Zeitgleich streckte ich meine Arme möglichst weit nach vorn, um nicht mit dem Rücken auf das Skiende zu knallen, dann kam die Durchfahrt in ein

flaches Sandstück und nun direkt auf eine Abbruchkante zu, die von einem ausgetrockneten See stammte. Sie lag weit über 30 Meter entfernt vom eigentlichen Dünenhang. Die Ski kamen zum Glück vor dem ausgetrockneten Seeboden zum Stehen, kurz bevor es eine 2-Meter-Steilwand hinunterging. Ich schnallte die Ski ab, drehte mich um und sah meinen Bruder auf mich zu rennen; er war mir direkt nach Einfahrt in den Dünenhang gefolgt und lief so schnell er konnte den Hang hinab.

„Henrik, das war der Wahnsinn! Du bist verrückt, so schnell zu fahren, ich hatte solche Angst, dass Du nicht rechtzeitig zum Stehen kommst und in die Seefläche reinstürzt. Unglaublich, ich kann kaum fassen, was ich eben gesehen habe!“ Er drückte mich ganz fest und redete mir ins Gewissen, beim nächsten Mal nicht so schnell zu fahren, das wäre doch kein Schnee hier. Wir schauten uns um und sahen niemanden von der Reisegruppe mehr. Was diese Leute wohl von meiner ersten Fahrt gedacht haben? Egal, ich war heil unten und hatte damit den Beweis, dass es funktioniert. Vor lauter Aufregung vergaßen wir auch noch die Skistöcke von Walter und Ramona am Baum, wo wir geparkt hatten. Doch den kleinen Umstand nahmen wir gern in Kauf.

Zurück am Ausgang des Dünenparks lud mich Christian zu einem opulenten Abendessen in der Sossusvlei-Lodge ein. Wir genossen ein Abendmenü der Extraklasse mit allen Wildspezialitäten, die man da so bekommen kann – Antilopenfleisch, Zebra und sogar ein paar Stückchen Krokodilfleisch probierten wir; es schmeckt ein bisschen nach Geflügel, ist aber nichts Besonderes. Dann noch ein tolles Dessert mit allem, was man sich so wünscht: Kuchen und Kaffee, Pudding und Eis. Erschöpft von diesem tollen Erlebnis und dem reichlichen Mahl begaben wir uns ins Dachzelt des Toyota Landcruiser. Am nächsten Tag fuhren wir zurück und bedankten uns für die tolle Unterstützung mit dem Auto. Natürlich wurden wir gleich nach dem Dünenskiversuch gefragt. Unserem

Bericht wollte aber keiner so recht glauben. Am folgenden Tag nahm uns Dieter wieder zurück nach Swakopmund zu unserem Camp. Der Mutter erzählten wir natürlich gleich die brandheiße Story.

Einige Zeit später bekamen wir Gäste aus Holland, die wissen wollten, ob man hier Skifahren könne; sie hätten versucht, etwas darüber im Internet zu finden, jedoch gab es zu jener Zeit niemanden auf der Welt, der Dünenski-fahren anbot.

Es waren Joris und seine Freundin aus Amsterdam, ein tolles Pärchen. Ich führte die beiden bei Swakopmund in die Dünen: das Mädchen fuhr Alpin, Joris und ich unternahmen eine kleine Langlauf-tour durch die Wüste. Es hat ihnen sehr viel Spaß gemacht, und dann bekam ich mein erstes Geld dafür. Ich schüttelte erst den Kopf und meinte, dass sie mir dafür nichts geben brauchten. Aber die beiden baten mich, das Geld zu nehmen und mehr Skier in die Wüste zu bringen.

Nach Hause gekommen zeigte ich meiner Mutter die 300 namibischen Dollar, die ich für den 'Spaß' bekommen hatte. Meine Mutter wollte wissen, was ich nun weiterhin vorhätte. Mir war klar, dass ich Skier organisieren musste. Und mit dieser Idee begann sich das Leben drastisch zu verändern.

Aber auch das Camp nahm Form an, dank vieler helfender Hände und der festen Überzeugung, dass wir es schaffen würden. Und selbst wenn Vater nicht mehr leiblich zugegen war, in unseren Gedanken war er stets bei uns.

Dann hatte mein Bruder eine tolle Idee: Auf seiner Uni in Merseburg machte er einen Aushang für eine Praktikumsstelle in unserem Camp – mit dem Zusatz, dass ich anschließend noch eine kleine Rundreise mit dem jeweiligen Praktikanten machen würde. Die Praktikanten sollten uns helfen, das Restcamp aufzubauen. Es dauerte nicht allzu lange, dann hatte mein Bruder bereits einige Bewerbungen, und bald kam der erste Praktikant, oder besser:

die Praktikantin, zu uns. Es war die Marlene. Eine Freundin von uns holte sie am Flughafen in Windhoek ab, und diese neue Wendung schien uns ein überraschender Lichtblick.



21 – Nur die Liebe zählt

Marlene lebte sich schnell ein und half sehr viel mit. Unser Camp nahm Gestalt an. Dann gab es eine Ausschreibung für ein Volleyball-Turnier in Windhoek, und ich bot Marlene an mitzukommen, denn sie spielte sehr gut. Im Camp hatten wir nämlich damals jedes Wochenende ein Wettspiel auf dem von uns angelegten Volleyballfeld. Das bescherte uns auch bescheidene Einnahmen, da wir dann jeweils einen kleinen Getränkeausschank betrieben. Die Bar hieß „Zum Einsiedel“ – als Erinnerung an meine Stammdisco in Zella-Mehlis.

Marlene trainierte noch etwas mit mir und begleitete mich dann nach Windhoek, der Hauptstadt Namibias. Besagtes Volleyball-Turnier gilt als eines der größten auf dem afrikanischen Kontinent. Etwa 30 gemischte Mannschaften treten an, dazu Frauen einzeln, Männer einzeln und Beach-Volleyball. Wir kamen mit unserer gemischten Mannschaft „Sophia Dale Restcamp“ sogar recht weit in der Platzierung



Mit Marlene bin ich dann öfter abends ausgegangen, und wir lernten uns so richtig kennen. Dann nahm ich sie auch mal mit in die Dünen, Skier inklusive, und so entstanden die ersten Bilder vom Dünen-Skifahren. Die Resonanz war schier unglaublich. Sogar erste Zeitungsartikel brachten die Kunde, dass es jemanden in Swakopmund gäbe, der in den Dünen Ski fährt.



Am Ende ihrer Praktikantenzeit wollte ich Marlene dann noch etwas Gutes tun und machte mit ihr eine Rundreise. Ein guter Freund der Familie wollte uns fahren. Marlene und ich stellten die Lebensmittel für die Fahrt zusammen, und am Benzingeld beteiligten wir uns natürlich auch.

Wir hatten eine schöne Reise und kamen dann auch zum Brandberg, das ist mit 2575 m der höchste Berg Namibias. Das Massiv selbst ist eine erkaltete Magmablaste und etwa 60 km lang und 40 km breit.

Wir baten unseren Freund, uns an einer Stelle abzusetzen, wo eine ganz besondere Tour angeboten wurde. Es ging zu den Buschmanns-Zeichnungen und Gravuren. Am Brandberg gibt es schätzungsweise 200.000 Felsbilder. Das war Marlenes Fachgebiet; sie wollte darüber ein Referat oder sogar eine Doktorarbeit schreiben. Man staune: Marlene konnte zwei afrikanische Sprachen, und

zwar Swahili und Haussa, und hat diese Sprachen sogar in Deutschland gelernt – als Afrikanistik-Studentin.

Über eine Schlucht ging es nun zu den Zeichnungen. Marlene erzählte mir viel darüber, zum Beispiel, mit welchen Materialien diese Zeichnungen gemacht wurden oder wie alt sie sind. Man benutzte zum Beispiel Erde, Blut, Eier und Eierschale. Daraus wird eine Farbe zusammengesetzt und mit kleinen Hölzchen oder Knochen auf die Wand aufgetragen. Es gibt helle Zeichnungen, deren Farbe aus viel Kalk besteht, die halten bei den Witterungseinflüssen nicht so gut, aber die dunkleren, rötlichen Zeichnungen aus Blut- und Eisen-Farbstoff haben viel länger Bestand. Man forscht immer noch, wie alt diese Zeichnungen tatsächlich sind und geht von vier- bis achttausend Jahren aus.



Wir wollten uns dann wieder auf den Rückweg machen und fragten die einheimischen Tourveranstalter, ob es zu unserem Camp einen kürzeren Weg gäbe. Man zeigte uns einen Pfad, dem wir folgen sollten. Wir liefen und liefen, ins Gespräch vertieft, und plötzlich kamen viele Gnitzen (kleine Fliegen), die uns schlimm belästigten. Sie summen einem ums Ohr herum, und man muss befürchten, dass

sie da reinfliegen. Es war mittags und wurde immer heißer. Über eine Stunde waren wir schon unterwegs, und eigentlich sollte es nur eine halbe Stunde zum Camp gewesen sein. Auch ging unser Wasser zur Neige, gerade mal einen Liter für uns beide hatten wir mit.

Erst einmal mussten wir raus aus dem Flussbett, um einen Überblick zu bekommen. Der Brandberg würde als Orientierung immer hinter uns liegen müssen; sonst würde es bedeuten, dass wir uns total verlaufen hätten. Denn dieses riesige Bergmassiv ragt fast 2000 m aus der Fläche heraus. Marlene war ganz verzweifelt und weinte einmal sogar. Aber ich sagte ihr, dass wir ruhig bleiben und uns orientieren müssten. Sie fasste sich schnell wieder. Wir waren dort vorher mit dem Auto entlanggefahren und benötigten nun einige Punkte, an die wir uns erinnern konnten.

Dann sahen wir plötzlich in der Ferne eine Staubfahne. Ein Auto – um die 600 Meter entfernt! Wir rannten darauf zu und winkten. Das Auto fuhr in etwa 200 Meter Entfernung an uns vorbei, ohne dass die Insassen uns anscheinend bemerkt hatten.

Die Savanne ist eine riesige Fläche, das Gras ist gelb-silbrig und etwa hüfthoch, hier und da stehen Büsche und vereinzelt mal ein kleiner Baum. Wenn da zwei Menschen herumlaufen, fallen sie kaum auf.

Wir folgten der Spur des Autos, und dann sah Marlene Merkmale, an die sie sich erinnern konnte – wir waren da schon einmal vorbeigekommen. Unser Weg führte zurück ins Flussbett, und da gewahrten wir plötzlich Nashorn- und Elefantenspuren. Das war ein Schreck. Ich hatte zwar diese Tiere schon aus einem Auto erlebt, aber hier in freier Wildbahn? Ich wusste nicht, wie man sich zu verhalten hat, wenn man plötzlich auf solche Riesen stößt. Zu unserer Erleichterung war das nicht der Fall, aber der Schrecken saß einem stets im Nacken.

Glücklicherweise fanden wir dann den Zeltplatz, und unser Freund wunderte sich nur, dass wir „schon“ da

waren. Ihm war gar nicht bewusst, dass wir uns verlaufen hatten. Wir haben uns erstmal hingesetzt, eine geraucht und ein Bierchen getrunken.

Was für eine Aktion! Mir war bewusst, dass wir wirklich in Gefahr geschwebt hatten. Kurz zuvor waren Leute in der Gegend mit dem PKW liegengeblieben, kannten sich dort nicht aus und verdursteten! Ohne Navigation sollte man sich wirklich nicht auf solche Wegstrecken in der schier endlosen Savannenlandschaft begeben.

Die Reise war schön, aber nun musste Marlene bald wieder heim. Wie schade. Wir hatten uns gerade erst richtig kennengelernt und uns verliebt, und wussten nun nicht, ob wir uns wiedersehen würden. Am Flughafen gab sie mir noch ein Bild, da haben wir uns im Spiegel selbst fotografiert. Ich war sehr traurig, und der Abschied währte lange.

Dann fuhr ich gedankenschwer nach Hause, aber so ist halt das Leben. Es sollte mich nicht klein kriegen. Ich überlegte mir sofort, wie sich ein Wiedersehen ermöglichen ließe. Leider hatte ich nicht das Geld, nach Deutschland zu fliegen und sie zu besuchen.

Ich schrieb dann eine Mail an Marlenes Freundin und bat sie, mir die Adresse von „Nur die Liebe zählt“ zu geben, das ist eine beliebte Fernsehsendung. Der Sender hilft, weit auseinander lebende Menschen wieder zusammenzubringen.

Dann setzte ich mich hin und schrieb einen Brief an „Nur die Liebe zählt“, worin ich kurz unsere Geschichte schilderte.

Wieder vergingen Wochen. Eines schönen Tages – ich war gerade auf unserer Baustelle beschäftigt – rief mich meine Mutter: es wäre jemand vom deutschen Fernsehen am Telefon. Ich hatte meinen Brief schon vergessen. Eine nette Stimme am Telefon sagte: „Hallo, hier ist Nur die Liebe zählt. Bist du der Henrik? Es geht um Marlene. Was hast du dir denn so vorgestellt? Am besten, du erzählst uns mal die Geschichte, und dann sehen wir

weiter“. Ich schrieb dann in einer E-Mail genau die Begebenheit, die ihr gerade in meinem Buch gelesen habt, über das Fast-Verirren in der afrikanischen Savanne.

Kurz darauf wurde ich erneut angerufen. Man wollte wissen, ob nicht jemand eine Art Casting auf Band aufnehmen könnte, das ich dann zum TV-Sender schicken sollte. Auch das klappte wunderbar, und eine Bekannte nahm das Band mit nach Deutschland.

Nach einiger Zeit rief mich wieder die Dame vom Sender an: Ich solle mich bereithalten. Es wäre zwar noch jemand aus Jamaika in Erwägung, aber da müsste man erst sehen, ob das klappt. Sie fragte mich dann noch nach der einfachsten Flugverbindung für mich nach Köln. Und schließlich sollte Marlenes Freundin versuchen, Marlene an dem bestimmten Tag nach Köln zu locken.

Leider klappte es nicht. Marlene wurde kurz vorher von einem Auto auf dem Bürgersteig angefahren, brach sich eine oder zwei Rippen und war nicht reisefähig. Infolgedessen bekam dann der aus Jamaika den Zuschlag, und ich habe nie mehr etwas von dem Sender gehört. Das war sehr, sehr betrüblich. Ich telefonierte noch mit Marlenes Mutter, die es auch traurig fand, dass aus diesem anfangs so wunderbar arrangierten Treffen nichts geworden war.

Ein Jahr später bekam Marlene einen Platz für ein Auslandsstudium in Stellenbosch (Südafrika). Sie schrieb mir eine Postkarte von dort und rief ab und zu an. Ich fragte mich, ob ich sie nicht einfach mal überraschen sollte. Es vergingen Tage und Wochen, und dann überkam es mich sehr plötzlich. Ich hatte schon so viel probiert, und nun wohnte sie knappe zweitausend Kilometer von mir entfernt – für Afrika nicht wirklich weit und alles mit einem ganz gewöhnlichen Auto zu schaffen.

Ich besprach das Vorhaben mit meiner Mutter, die mich nie aufhielt, wenn mir etwas wichtig war. Um vier Uhr in der Früh fuhr ich los. Erst einmal in Richtung Springbok, etwa 1200 km von Swakopmund entfernt. Dort wollte ich übernachten, aber nachts um zwei war ich schon wieder

hellwach, stieg ins Auto und erreichte bei Morgengrauen Stellenbosch. Ich kam mir vor wie in Österreich – Berge, Regen und viele Autos. Zum Glück hatte ich eine kleine Wegbeschreibung dabei, die mir ein Gast dagelassen hatte. Nach einer halben Stunde stand ich vor ihrem Haus. Dort traf ich auf zwei Holländer, die Marlene kannten, und die schrieben ihr eine SMS auf Englisch, dass jemand auf sie wartete.

Nach einer Stunde kam sie. Es war für uns beide wie ein Traum. Die ersten Minuten waren so schön, aber dann sagte sie mir, sie hätte einen neuen Freund, der in zwei Tagen käme. Seine erste weite Reise. Da fiel alles in mir zusammen. Ich hatte ihr ja auch mein Kommen nicht vorher angekündigt, und wir waren so lange getrennt. Das Leben geht halt weiter.

